Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 36 (1960-1961)
Heft: 6

Artikel: Ländliche Heiratsgeschichte aus dem Ende des letzten Jahrhunderts
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074213

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

AUS DEM ENDE DES LETZTEN JAHRHUNDERTS

Von ***

Illustrationen von Hanni Fries

Es handelt sich hier nicht um Erzählungen. Die hochbetagte Verfasserin, die in einem kleinen zürcherischen Bauerndorf wohnte, hat die erzählten Begebenheiten ohne jede Ausschmückung so dargestellt, wie sie sich zugetragen haben.

Nüd naalaa günnt

Es ist mir, als sei es erst gestern gewesen, als ich den reichen Freihof-Bauern sagen hörte: «Ich und d Muetter lönd nie zue, daß du de Wunderli Hans hüratisch, e so eine, wo nüt isch und nüd hätt – bettisch guet, so lisch guet!» Er mußte es ordentlich laut gerufen haben; denn ich hörte ihn von unserem Garten her.

Diese Drohung galt seinem einzigen Kind, dem Käthi, das sich mit einem Knecht heimlich verlobt hatte.

Von Käthi hieß es im allgemeinen, sie sei ein Setzkopf, und zwar habe sie ihn vom Großvater geerbt, mit dem man überhaupt nichts anzufangen wußte. Sie ging immer ihre eigenen Wege. So wollte sie zum Beispiel ihre Haare um keinen Preis eingefettet haben. Es war damals allgemein üblich, daß man die Haare mit Schmalz einrieb, so daß kein Härchen aufstehen konnte. Käthi, die schönes Lockenhaar hatte, fand diese Einschmiererei unsinnig und wusch sich ihre Haare sehr oft. Sie war das einzige Mädchen weit und breit, das sich so zeigte.

Käthi machte sich wegen ihres Vaters Drohungen keine großen Sorgen. Sie flüsterte mir einmal über den Gartenhag ins Ohr: «Ich han en schüli gern, und wänn er au kei Gäld hätt, so verstaat er z huuse, und em Tüüfel ab em Chare gheit isch er au nüd, ich hürate dä, woni will und woni gern ha.»

Eines Tages wußte das ganze Dorf, daß Käthi ein Kindlein erwartete. Weiter geschah nichts, und als ein gesundes Büblein zur Welt kam, sagte ihr Vater: «Dä chasch du bi eus diheime erzieh und en tüchtige Ma us em mache, aber de Vatter von em bringsch mer nüd is Huus.»

Käthi lachte nur im stillen und zeigte den Buben ihrem Schatz, dem Wunderli Hans, fast jeden Tag einmal im verstohlenen.

Es ging nicht einmal ein Jahr, so erwartete Käthi wieder ein Kindlein. Nun wurde es ihren Eltern doch ein wenig unheimlich. Wenige Stunden, bevor sie einem zweiten Knaben das Leben schenkte, wurde der Zivilstandsbeamte, übrigens ihr Götti, ans Bett gerufen, um die beiden zu trauen. Der Wunderli Hans kam bei dieser Gelegenheit zum erstenmal über die Schwelle des Hauses seiner Schwiegereltern.

Doch als Hausgenossen wollte der Freihof-Bauer seinen Schwiegersohn noch immer nicht, auch das eigentliche Hochzeitsfest wurde fast

ein Jahr hinausgeschoben. Erst als man sah, daß Käthi bald wieder Mutter wurde, willigten ihre Eltern endlich ein, daß sie nun Hochzeit feiern dürfen.

Es gab eine sehr große Hochzeit, die drei Tage dauerte, denn der reiche Freihof-Bauer ließ es sich trotz allem nicht nehmen, eine der vornehmsten Hochzeitsfeiern zu veranstalten.

Zu Käthis drei Festtagen kam dann noch

ein vierter. Sie feierte mit ihrem Mann anschließend an die Hochzeit die Taufe ihrer beiden Knaben und ein Vierteljahr darauf diejenige eines Mädchens.

Käthi wurde eine sehr glückliche Frau. Sie liebte ihren Wunderli Hans über alles. Sie war nicht nur des Hauses Segen, sondern ebenso des Hauses Sonnenschein.

Lustig war, daß der Freihof-Bauer sich später mit seinem Schwiegersohn ausgezeichnet verstand und manchmal schmunzelnd bemerkte: «Es Talent zum Iwybe häsch gha.»

Und viel später hörte ich noch oftmals im Dorf sagen: «Muesch es halt wie de Wunderli Hans mache!»

Das ungleiche Paar

Man sagt, wenn ein alter Mann eine junge Frau heirate, komme es nie gut heraus.

Die Heiratsgeschichte von Hermann Nötzli und Babethli Lang beweist aber, daß solche allgemein gehaltenen Sprüche nicht immer stimmen.

Etwas außerhalb des Dorfes lag auf einer Anhöhe gerade neben dem Wald ein schmukkes Bauerngut. So sah es wenigstens vom Dorf her aus. Näherte man sich aber dem «Bergguet», so traf man hier ein recht verlottertes Heimwesen an. Viele Fensterscheiben fehlten, an der Scheune hingen Bretter herunter, der Hühnerstall war halb zerfallen, und überall lief Jauche herum. Der Küchenboden sah aus, als ob er jahrelang nicht mehr aufgewaschen worden sei, und die Fensterscheiben waren so schmutzig, daß man kaum mehr hindurchsah.

Dieses Heimwesen gehörte den Geschwistern Amalie und Hermann Nötzli. Die Mutter war ihnen ziemlich früh gestorben, und so lebten sie mit ihrem Vater, dem «Bergguet»-Miggel, der ein starrköpfiger und eigensinniger Kerl war und mit dem Gemeinderat beständig Reibereien hatte. Solange die Mutter da war, erzählte man, sei das Gut in ordentlichem Zustand gewesen. Doch nach ihrem Tod sei der Bergguetler ins Trinken hineingekommen und der gleichgültigste Tropf geworden, und eines Tages habe er sich im Wald neben dem Haus gehängt.

Ich selbst mag mich an den «Bergguet»-Miggel nicht mehr erinnern. Ich habe nur Amalie und Hermann gekannt. Hermann war schon über 60 Jahre alt, und Amalie mag schon ziemlich über die Fünfzig gewesen sein.

Beide mußten sich fast zu Tode arbeiten. Das viele Land, das ihnen gehörte, bewältigten sie meistens allein. Es war deshalb begreiflich, daß Amalie überhaupt nicht dazu kam, im Haus Ordnung zu halten. Sie trug immer die gleichen Röcke, die sie von der Großmutter und Mutter her besaß.

Im Dorf erschienen die beiden selten. Nur im Herbst konnte ich Amalie öfters sehen, wenn sie mit dem Obst auf den Märt ging, und

Hermann sah man, wenn er zur Urne ging. An Abstimmungen und Gemeindeversammlungen hat der Bergguetler Hermann nie gefehlt.

Beide waren wortkarg und sehr verschlossen. Wie es mit dem Geld dort oben stand, wußte man nicht recht. Man munkelte von sehr großem Vermögen und Geiz, und anderseits hörte man von Schulden, die der Miggel selig gemacht habe.

Eines Tages stellte das Geschwisterpaar eine ganz junge Magd an. Es war ein freundliches Mädchen aus dem Aargauischen, und kein Mensch glaubte, daß es länger als ein halbes Jahr bei den merkwürdigen Käuzen im «Bergguet» bleiben würde.

Aber wir hatten uns alle gründlich getäuscht. Nach einem Vierteljahr sah es auf einmal im «Bergguet» ordentlich und sauber aus. Hermann hatte alles ausgebessert und ausbessern lassen.

Und nach wieder sechs Monaten hing im Kästchen am Gemeindehaus die Eheverkündigung von Hermann Nötzli und Babethli Lang.

Eine Hochzeitsfeier fand nicht statt. Das ungleiche Paar, die neunzehnjährige Braut und der zweiundsechzigjährige Bräutigam, ging nur zum Zivil.

Es ging gar nicht so lang, so kam ein junger Bergguetler Hermann auf die Welt. Das Rätsel dieser Ehe hatte sich gelöst, Babethli hatte heiraten müssen. Man kann sich denken, daß im Dorf allerlei geschwatzt wurde, und das Schlimmste wurde diesen beiden prophezeit. Im Anfang schien es wirklich gegen außen so; denn die Schwester Amalie war mit Babethli äußerst unfreundlich und barsch. Aber mit der Zeit merkte man, daß Amalie ihre Schwägerin eigentlich recht gut leiden mochte und ihr auf ihre rauhe Art zuliebe tat, was sie nur konnte.

Als sich noch zwei weitere Kinder einstellten, blühte Amalie geradezu auf.

Babethli selbst war aber auch durchaus nicht unglücklich. Sie verstand sich mit ihrem Mann und Amalie ausgezeichnet, hatte große Freude an ihren Kindern und am Heimwesen. Allerdings hörte man hie und da erzählen, sie könne es gut mit einem jungen Knecht, der angestellt worden war. Aber das ging schließlich niemanden etwas an. Auf jeden Fall war sie außerordentlich nett mit ihrem Mann, der durch Gicht immer mehr ans Haus gefesselt wurde. Und als er schließlich schwer krank wurde, pflegte sie ihn mit einer Umsicht, wie eine Frau nur einen Mann pflegen kann, den sie gern hat.

Hermann starb, als das älteste Kind zehn Jahre alt war.

Babethli lebte nun mit Amalie, die zu ihren Kindern wie eine Großmutter war, allein auf dem «Bergguet». Auch jener Knecht, mit dem sie sich so gut verstand, blieb dort, aber sie heiratete ihn nicht – wegen der Kinder. Sie war sehr sparsam und erzog ihren Buben zu einem tüchtigen Bauern und ihre beiden Töchter zu fleißigen, sparsamen Bäuerinnen.

Heute ist das« Bergguet» eines der schönsten und reichsten Heimwesen in unserer Gegend.

Da musste ich lachen . . .

Während des ganzen Aktivdienstes hatte ich die Arbeit meines Mannes übernommen. Da er Reisender einer führenden Lebensmittelfabrik war, hieß das für mich, mit Mappe und Bestellblock von Laden zu Laden zu gehen und meine Ware anzubieten. Da sehr häufig in den Läden natürlich auch Käufer waren, in deren Gegenwart ich mein Sprüchlein von der Vertretung wegen Militärdienstes sagen mußte, hatte ich am Anfang nicht wenig Hemmungen zu überwinden, von denen ich glücklicherweise auf einen Schlag durch das folgende kleine Erlebnis befreit wurde. Ich war auch wieder einmal in einem Laden und sagte mein bekanntes Sprüchlein auf. Die Ladeninhaberin war aufs höchste erstaunt, daß da eine Reisenden-Frau erschien und meinte: «Soso, für de Maa chömed Si. Die andere Reisende schicked aber iri Fraue nöd», und dann fügte sie vertraulich bei, «aber wüssed Si, säb sind halt alles besseri Fraue.»

L. B.

Vor drei Wochen hat der Sohnsbub von Babethli Hochzeit gefeiert. So wird das «Bergguet» weiterhin in den Händen der Familie Nötzli bleiben. Wer hätte das gedacht, damals, als Amalie und Hermann beinahe versauerten!

Das gebrochene Herz

In meinem langen Leben ist schon manches junge Mädchen zu mir gekommen und hat mir geklagt, es möchte am liebsten nicht mehr leben, weil ihm sein Schatz untreu geworden sei. Wenn ich dann zum Trost sagte: «Hesch, es git doch na vil ander nett Burschte», dann gab man mir gewöhnlich zur Antwort: «Nei, ich bi ganz sicher, ich cha nie mee eine e so gern ha.» Diesen Mädchen erzählte ich immer die Geschichte meiner Freundin Vreni.

Ihr Vater war Schullehrer in unserm Dorf. Sie war ein hübsches und sehr gefühlvolles Mädchen. Wir hatten zusammen ein Heft, in das wir Gedichte, die auf der Rückseite von Kalenderzettelchen standen, einklebten und uns gegenseitig aufsagten. Sie konnte sehr gut Theater spielen. Als wir in unserm Dorf einmal «D Bergheimet» aufführten, spielte sie «Babett», die junge, hübsche Tochter eines Bergbauern, und zwar so gut, daß sogar die Gemeinderäte ihre roten Taschentücher hervornehmen mußten. Ein junger, sehr hübscher Bursche, der auf der Gemeindekanzlei angelernt wurde, spielte «Jörg», den Geliebten der Babett. Wie es manchmal zu gehen pflegt, aus dem Theater wurde Wirklichkeit. Das Liebespaar auf der Bühne fand an seiner Rolle solchen Gefallen, daß es sie im Alltag weiterspielte.

Die beiden beschlossen, möglichst bald zu heiraten. Nun aber kam ein Reif in der Frühlingsnacht. Der junge Mann gestand seiner Freundin, daß sich seine Eltern, die streng katholisch waren, der Heirat mit einem protestantischen Mädchen widersetzten – und gegen den Willen der Eltern wollte er nichts unternehmen.

Nie habe ich ein Mädchen herzzerbrechender schluchzen gehört als meine Freundin Vreni nach dieser Hiobsbotschaft. Nacht um Nacht weinte sie die Kissen naß. Sie magerte ab und verlor jede Lebenslust. Noch zwei Jahre nach der Trennung mied sie jeden Tanzanlaß.

Mit 26 Jahren, als man schon meinte, sie werde nicht mehr heiraten, lernte sie bei Verwandten in der Stadt einen jungen Mann kennen, der den unpoetischen Beruf eines Verkäufers in einem Eisenwarengeschäft betrieb. Nach kurzer Zeit machte ihr besagter Jüngling einen Heiratsantrag. Auf das Zureden der Eltern hin willigte sie ein, seine Frau zu werden. «Weisch», vertraute sie mir an, «ich mag en ganz guet, und er isch sicher en ordliche Burscht, aber natürli mit em Hans nüd z vergliche.»

Die Hochzeit wurde mit ziemlichem Aufwand gefeiert, da ihr Vater, der Lehrer, inzwischen eine vermögliche Tante beerbt hatte. Die Trauung fand in der Stadt statt. Am Nachmittag machte man eine Kutschenfahrt. Ich war Brautführerin. Plötzlich sah ich, wie die Braut totenbleich wurde. Und sofort war mir auch der Grund klar. Niemand anders als ihr ehemaliger Verlobter war aufgetaucht. Er fuhr auf einem Motorvelo neben unserer Kutsche und verließ uns nicht, bis wir im «Zunfthaus», wo das Nachtessen stattfand, ankamen.

Vreni war infolge dieses Zwischenfalles vollkommen aufgelöst. Während des Essens rannen ihr die Tränen über die Wangen hinab. Die Gäste, welche den Grund mißdeuteten, waren gerührt – denn man sieht ja allgemein gern, wenn eine Braut weint. Auch der Bräutigam war nichtsahnend.

Seither sind 50 Jahre vergangen. Vreni ist Mutter von drei Söhnen und zwei Töchtern – ja vor zwei Jahren ist sie sogar Urgroßmutter geworden.

Ich habe keine Frau gekannt, die ein glücklicheres Familienleben führte als Vreni. Ihr Mann hatte ein eigenes Geschäft – und er ver-

diente mehr als in unserer Jugend die drei besten Steuerzahler im Dorf zusammen.

Was aber wichtiger ist, ihr Mann trug sie auf den Händen, und sie liebte ihn von ganzem Herzen.

Ihren ersten Verlobten hat sie nie mehr gesehen. Wir wissen aber, daß er ziemlich heruntergekommen war. Er lebte von seiner Frau getrennt und schlug sich mit Gelegenheitsgeschäften kümmerlich durch. Er starb dann sehr früh.

Wänn i nu wüßt

S Hansjakobe Anneli war kein Ausbund von Schönheit, dafür aber ein fleißiges und vernünftiges Kind. Ihre zwei älteren Schwestern waren mit achtzehn und neunzehn Jahren verheiratet worden. Der Vater hatte für jede den passenden Mann nach Hause gebracht. Die eine wurde Frau Gemeinderat, die andere Viehhändlersfrau.

Beim Anneli aber ging es nicht so leicht. Sie war schon 22 Jahre alt, und noch immer tat sie nicht dergleichen, daß sie sich überhaupt für das Mannenvolk interessiere. Ihren Eltern wurde es bald ein wenig angst. Der Vater brachte ganz junge, ältere und ziemlich ältere Männer nach Hause. Sie kamen natürlich immer entweder wegen einer Kuh, eines Rindes oder eines Stückes Land – und Anneli sollte sich nun endlich mal für einen entschließen. Je mehr es aber sah, um so weniger wußte es, welchen es wollte. Ihm war tatsächlich nicht zu helfen, es fühlte sich zu keinem von Herzen hingezogen.

«Dä säb hätt zwar vil Gäld, tuet aber ächli blööd, dä ander isch würkli en schöne, aber sin Vatter gseet nüd über d Schulde use, disem si Muetter isch sonen wüeschte Uflat, e so eini wetti nüd als Schwiegermuetter, dem sin Vatter isch zwar Prääsi und Major, aber er tuet z wichtig ...»

Da war guter Rat teuer. Zur Mutter, zum Vater und zu mir sagte es oft: «Wänn i nu wüßt!» Wenn wieder ein neues Paar im Kästli angeschlagen war, sagten oft die Leute zu Anneli: «S nächstmal chunsch dänn du dra.» Auch im Dorf gab Anneli immer zur Antwort: «Wänn i nur wüßt.»

So wurde Anneli immer älter. Es blieb aber immer noch das strahlende Mädchen, das manch älterem Bauern die Augen kugelrund machen konnte.

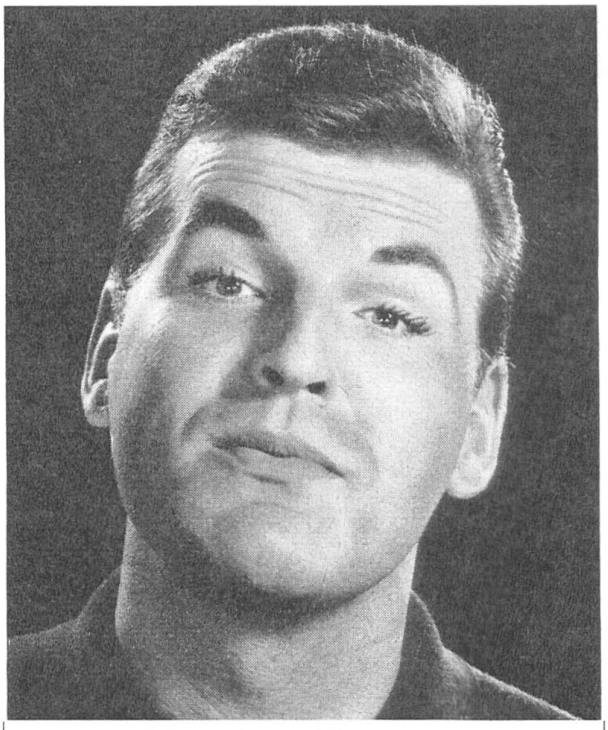
Als es über die Dreißig war, hatte die Zahl der heiratslustigen Verehrer abgenommen, doch kam immer noch hie und da ein Junggeselle oder ein Witwer mit sechs Kindern, der eine Frau suchte. Doch Anneli summte das alte Liedlein immer weiter: «Wänn i nu wüßt!»

Mit sechsundvierzig Jahren wagte Anneli endlich den Sprung in die Ehe. Es heiratete einen reichen sechzigjährigen Bauern. Damals hörte ich sie ihr Sprüchlein nicht sagen. Sie wußte nämlich sehr viel. All die Auskünfte, die über Charakter, Vorleben, Gesundheit eingezogen worden waren, hatten sehr günstig gelautet. Der Bräutigam war im Gemeinderat und in der Kirchenpflege. Vor allem aber wußte Anneli etwas, nämlich, daß er 200 000 Franken Vermögen besaß.

Und da tatsächlich gegen diese Heirat nichts eingewendet werden konnte, ging es nicht lange, und die beiden feierten Hochzeit.

Das gescheite Anneli wurde, trotz seinem langen Warten, eine unglückliche Frau. Sein Mann blieb ihm so fremd, daß es ihn noch nach fünf Jahren nicht mit du anzusprechen wagte. Es war mehr traurig als lustig, wenn man sehen mußte, wie sie sich zu helfen suchte: «Wott mer na mee? Meint me, me heig gnueg? Hätt me chalt? Dänn chame ja ufs Ofebänkli hokke.»

Das Verhältnis zwischen den beiden verbesserte sich mit den Jahren durchaus nicht. Hatte Anneli seinen Gatten am Anfang nicht geliebt, so wurde er ihm mit der Zeit direkt zuwider. Dazu kam, daß sich der Mann mit dem guten Ruf immer mehr zu einem höchst zweifelhaften



Schmerzmittel sind nicht «zum ufchlöpfe» da!

Für einen müden Kopf ist eine Ruhepause, etwas frische Luft und Bewegung weit zuträglicher als ein Schmerzmittel.
Dafür dürfen Sie bei einem gelegentlichen Anfall von Kopfweh, Migräne oder Rheumaschmerzen getrost zu einem bewährten Arzneimittel greifen. Wählen Sie Melabon! Sie werden überrascht sein, wie angenehm sich die geschmackfreie Melabon-Oblatenkapsel – ein paar Sekunden in Wasser aufgeweicht – einehmen läßt und wie schnell Sie sich wieder wohl fühlen. In den meisten Fällen verhilft schon eine einzige Kapsel in wenigen Minuten zu völliger Schmerzbefreiung. Denken Sie aber daran, daß auch Melabon – wie alle schmerzstillenden Arzneimittel – dauernd und in höheren Dosen nicht ohne Befragung des Arztes genommen werden soll. Verwenden Sie es also sparsam, aber wenn schon, denn schon das besonders wirksame und gut verträgliche

Mélabon

Ehemann entwickelte. Um seine Frau bekümmerte er sich überhaupt nicht mehr. Er sah in ihr nur die willkommene Arbeitskraft, die im Haus und auf dem Feld zum Rechten schaute.

Er selbst ging seine eigenen Wege. Während des Sommers stellte er immer blutjunge deutsche Mägde an, die sich mit ihm um des lieben Geldes willen manchen Seitensprung erlaubten. Während er eine solche junge Magd, die es ihm besonders angetan hatte, mit Geld und Kleidern beschenkte, gab es jedesmal Streit, wenn seine Frau zehn Franken für ein dringend benötigtes Paar Schuhe verlangte.

Anneli weinte einmal grüsli bei mir und sagte: «Sis uflätig Tue mit dene Meitli sind Chummernägel für min Sarg. Ich ha dä Kärli eso uf em Zug, daß ich fascht froh wär, wänem öppis würd passiere.»

Aber es passierte nichts. Annelis Mann erreichte das Alter von 92 Jahren, und ein halbes Jahr nach ihm lag auch Anneli im Sarg.

Nun liegen die beiden seit über zwanzig Jahren in einem Doppelgrab in unserem kleinen Friedhof. Fremde, die das schöne Grab sehen, sagen etwa: «Das müssen wohlhabende Leute gewesen sein.» Gewiß, wohlhabend waren sie, und unglücklich waren sie auch.

Noch heute ist der Ausdruck «Wänn i nu wüßt!» in unserem Dorf fast so gebräuchlich wie s Grüezi.

Ich habe schon hie und da gehört, daß junge Leute zu Eheberatern gehen, um herauszufinden, ob sie zusammenpassen. Aber das kann ein anderer nie herausfinden, das muß man selber merken. Und auch dann, wenn man glaubt, es zu wissen, kommt es nicht immer so heraus, wie man hoffte.

S Hürate isch es versteckts Ässe! Es ist immer ein Sprung ins Ungewisse. Und einen solchen Sprung macht man deshalb am besten, wenn man jung, mutig und unbekümmert ist.

Die Verwandlung

Mein jüngster Sohn erzählte mir einmal ganz traurig, daß s Schnyders Anneli, das er fest gern habe, einfach nichts von ihm wissen wolle. Da tröstete ich ihn und sagte: «Hesch, me weiß nie, ob es Nei vome Meitli würkli nei heißt. Scho mängsmal isch grad hinderem böse Nei es liebs Ja versteckt gsi.» Ich wußte ja nur zu gut, wie es mir selbst gegangen war...

An den Hochzeiten wurden immer alle jungen Burschen und Mädchen aus dem Dorf ein-

geladen. Das war für uns ein ganz besonderes Fest. Am Tag fuhren wir mit einem Wagen, der mit Papierröschen, die ins Efeu gesteckt wurden, bekränzt war, aus, und am Abend gab es ein gutes Nachtessen, eine Tanse Wein, ein bis zwei Schinken, Siedfleisch und Brot und zum Dessert eine Zaine Fasnachtsküchli. Die ganze Nacht wurde getanzt. Am Morgen mußten die Burschen meistens pressieren, daß sie noch rechtzeitig zum Melken nach Hause kamen.

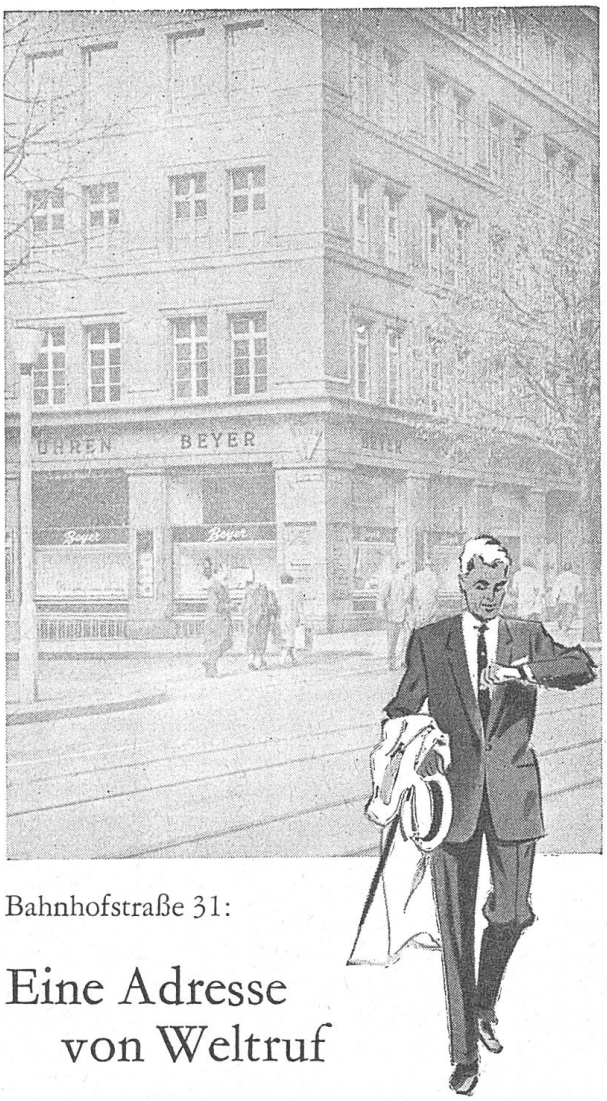
«Es isch keis Hochsig z chli, es git es Brüütli derbi.» Auch ich wurde an einer solchen Hochzeit eine Braut, obwohl ich dies gar nicht wollte.

Schon beim Ausflug richtete es der Zuber Heiri so ein, daß er immer neben mir sitzen konnte. Ich wich ihm aus, so gut es ging. Er kam mir so alt vor. Ich war 18 und er schon 28 Jahre alt. Unsagbar langweilig war er aber am Abend beim Nachtessen; denn zu meinem Schreck hatte er sich wieder neben mich gesetzt. Er sprach kein Wort zu mir, lächelte mich nur immer so lieblich an. Ich tanzte mit allen andern Burschen, er tanzte nicht. Ich spürte, wie er mich immer beobachtete, und tat umso ausgelassener mit den andern. Er redete die liebe lange Nacht kein Wort mit mir. Nur einmal überreichte er mir im verstohlenen ein «Füürsteizeddeli», worauf stand: «Dein froher Mut, dein sanfter Blick, verkünden mir ein nahes Glück.» Ich fand das eigentlich nett von ihm, versteckte das Zeddeli schnell in der Tasche und dachte: «Du verwütschisch mich ja nöd miteme Füürsteizeddeli.»

Vierzehn Tage darauf war Fasnacht. Um acht Uhr abends wimmelte es in unserer Stube von Bööggen. Mädchen und Burschen halfen uns unsere Zainen voll Küchli leeren. Ich kannte lange nicht alle, einen aber kannte ich bestimmt – nämlich den, der kein einziges Wort sagte. Punkt zwölf Uhr mußten alle ihre Masken abziehen, und wiedrum schaute mich der Zuber Heiri so verliebt an. Alle waren so richtig gut aufgelegt, und hie und da spürte manch einer den Wein ein wenig. Der Zuber Heiri aber muß ihn sehr stark gespürt haben; denn er sagte zu meinem Vater: «Dörfd s Annedödi mit mir am Samschtig is Theater cho?»

«Ja gwüß, warum au nöd. See Annedödi, eso chaibe dumm wirsch öppe nüd si», sagte mein Vater und schenkte dem Heiri nochmals sein Glas voll.

Ich weiß noch gut, ich mußte fürs Theater



Bahnhofstraße 31:

Eine Adresse von Weltruf

Es gibt Adressen mit Straße und Hausnummer, die über Länder und Meere hinweg von Kenner zu Kenner weitergegeben werden wie ein kostbarer Fund... Adressen berühmter Schneider, Adressen berühmter Restaurants. Auch *Zürich, Bahnhofstraße 31* – in vielen Zungen gesprochen – gehört zu ihnen. Denn hier ist die Chronometrie Beyer, und hier findet der Freund guter und schöner Uhren im ältesten Fachgeschäft unseres Landes in einzigartiger Auswahl das vereinigt, was unter Uhren Rang und Namen hat.

Chronometrie
BEYER

Zürich, Bahnhofstr. 31 / Ecke Bärengasse Gegr. 1800

meinen neuen grünen Sonntagsrock anziehen. Die Mutter stand bei mir und schaute, daß das Stehkräglein richtig saß, daß ja das Spitzchen aufrechtstand und daß es vor allem keine Fältchen gab beim Gstältli; denn durch die eingenähten Fischbeine mußte der Oberteil eng an den Körper angeschmiegt werden. Sogar der Vater steckte den Kopf in die Stube und sagte: «Mach dänn, daß di dörfsch zeige!»

Wir mußten eine Stunde zu Fuß gehen. Es schneite, was nur herunter mochte. Heiri sagte wiederum kein Wort zu mir. Mir wurde es so richtig langweilig. Wenn er mir wenigstens die Hand ein wenig gehalten hätte!

Ans Theaterstück mag ich mich nicht mehr erinnern. Es war ein Liebesstück, das auf einem deutschen Gutshof spielte. Alles wirkte so steif und trocken. Ich weiß nicht, ob es mir so vorkam, weil der Heiri mir gegenüber so trocken tat.

Er kam mit mir nach Hause, hielt mir etwas lang die Hand – und war am andern Tag schon wieder bei uns und erzählte meinem Vater: «S Annedödi gfallt mer. Ich ha dänkt, daß ich sie villicht hürate chönt. Es müeßti s schön bin-is ha. Mer händ en ordentliche Puuregwerb dieheime, und ich übernimme gli d Sännerei vom Vatter, und dänn möchti für mi sälber afange.»

Ich war in der Küche und hörte durchs Ofenrohr jedes Wort. Mir lief es heiß und kalt den Rücken hinunter. Nein ... ja ... nein ... ja ... Was wird der Vater sagen?

S Annedödi ischt würkli e gfreuts Chind, na chli jung, aber schaffe cha s, wi nüd grad eis. Und Ihr wäred mer nüd de Letscht als Schwiegersuu.»

«Wart nu Vatter», dachte ich bei mir, «dä hürat ich nöd.»

Meinen Eltern erklärte ich noch am gleichen Abend: «Dä hürat ich nöd; nie. Ehner chalberet eusi Lise viermal im gliche Jahr, als daß ich dä hürate.»

Heiri kam aber immer und immer wieder zu uns. Er bat mich: «Säg mer doch du, Annedödi.»

Ich brachte es aber einfach nicht übers Herz, diesem alten Mann Heiri und du zu sagen. Nach einiger Zeit schenkte er mir eine schöne Brosche, die Woche darauf ein goldenes Uhrenketteli mit einer Uhr.

Ich hatte natürlich Freude an den Geschenken, aber ich war kalt und abweisend gegen ihn. Einen solchen Stock wollte ich einfach nicht zum Mann.

Da, als er mir einmal im Hausgang begegnete und ich mit kurzem Gruß an ihm vorbei wollte, faßte er mich plötzlich an beiden Armen, drückte mich an die Wand und bedeckte mein Gesicht mit Küssen. Unter seinen leidenschaftlichen Umarmungen durchschauerte es mich heiß und kalt – und auf einmal merkte ich, daß ich ihn von diesem Moment an über alles liebte. Ich spürte, daß er gar nicht so kühl und sachlich war, wie ich gemeint hatte, sondern mit mir ganz lieb sein konnte, gerade so, wie ich es haben wollte.

Wir heirateten dann bald. Mein Mann übernahm ein Jahr nach der Hochzeit die Sennerei von seinem Vater, die nun schon manches Jahr unser ältester Sohn weiterführt.

Ich wurde eine glückliche Frau. Ich hatte den Mann geheiratet, der zu mir paßte. Er war wortkarg, eifersüchtig, manchmal untreu. Alles konnte ich ihm verzeihen. Er war lieb, so lieb.

Dieser Beitrag wurde erstmals im März 1947 publiziert. Wir bringen jährlich einen Artikel, der schon längere Zeit zurückliegt, als Beleg dafür, wie zeitbeständig der Inhalt des Schweizer Spiegels ist.